



VITU FALCONI

Korsische  
**Gezeiten**

EIN KORSIKA-KRIMI

KNAUR\*

*Besuchen Sie uns im Internet:  
www.knaur.de*

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt. Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe April 2020

© 2019 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Birgit Förster

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © FinePic / shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52173-1

*Dópu un mèse di sicchina c'è sèmpre un temporale.*

Nach einem Monat der Trockenheit  
gibt es immer ein Gewitter.

*(Korsisches Sprichwort)*



**Wellen schwappten leise** gluckernnd gegen die Bordwand. Hin und wieder stieg eine von ihnen etwas höher und versprühte feine Tropfen. Wind war aufgekommen und führte den Geruch von Jod, Salz und Sonne mit sich. Die mitternachtsblauen Wogen wiegten die *Paladin* mit ruhigem Schlag, doch niemand hatte in diesem Moment Augen für die Schönheit des Meeres. An Bord herrschte angespannte Stille.

François prüfte die Werte auf seinem Tauchcomputer und machte einen letzten Systemcheck. Der Gasdruck war optimal. Manometer, Zeitmesser, Puls- und Herzfrequenzsensoren arbeiteten fehlerfrei. Die Stirnlampe und der Handscheinwerfer waren ebenfalls in Ordnung. Die Minuten, ehe man ins Wasser stieg, waren die wichtigsten. Was man jetzt vergaß, konnte sich in der Tiefe rächen. Die See war keine rücksichtsvolle Ehefrau. Eher glich sie einer nervösen Geliebten; schön zwar, aber nachtragend und eifersüchtig, wenn man ihr nicht die volle Aufmerksamkeit schenkte. Wer von ihrer salzigen Umarmung aufgenommen werden wollte, der musste sich vorbereiten, durfte nicht eine Sekunde unachtsam sein.

Die Teammitglieder warteten gespannt auf die Beendigung seiner Vorbereitungen und den Moment, in dem er endlich das Zeichen geben würde. Doch er nahm sich Zeit, ließ sich nicht drängen und genoss den Augenblick. Es fühlte sich an, als wäre die Luft aufgeladen von knisternder Energie.

Gewissenhaft prüfte er noch einmal die Ventile an seiner Doppelflasche, nahm einen Zug am Mundstück und nickte zufrieden. Das *Trimix* war in Ordnung. Das Atemgemisch aus Sauerstoff, Stickstoff und Helium war ursprünglich vom Militär entwickelt worden und stand nun auch Sporttauchern zur Verfügung. Eine spezielle Mischung für Tiefen bis hundertfünfzig Meter. Nicht, dass François vorhatte, so weit runterzugehen. Ihn interessierten nur die ersten fünfzig Meter. Aber was seine

Gesundheit betraf, ging er kein Risiko ein. Es gab immer noch zu viele Taucher, die glaubten, man könne unterhalb von dreißig Metern mit Druckluft tauchen. Sie vergaßen dabei, dass der Stickstoff erhebliche Probleme verursachen konnte. Je höher der Partialdruck, desto mehr von dem Gas diffundierte durch die Kapillarmembranen und löste sich im Blut. Stieg man zu schnell wieder auf, bildeten sich aufgrund des abnehmenden Außendrucks Stickstoffbläschen im Blut und führten zu der berüchtigten Dekompressionskrankheit. Die Folgen: Schmerzen in den Gelenken und in den Arm- und Beinmuskeln. Dann kamen Schwindel, starke Müdigkeit, Kopfschmerzen, Brust- und Rückenschmerzen, Atemnot, Herz-Kreislauf-Probleme, Hörverlust, Sprachstörungen, Sehstörungen, Störungen des Bewusstseins, Lähmungen, Bewusstlosigkeit und schließlich der Tod.

Natürlich gab es auch Taucher, die ohne jegliches Equipment bis hundert Meter oder tiefer gingen. Freitaucher, Apnoeisten, *Verrückte*. Spinner, die testen wollten, wo ihre Grenzen lagen, und die dabei ihr Leben riskierten. Besonders verantwortungsvoll war das nicht. Dass sie außer einer Schwimmbrille und einem Neoprenanzug nichts am Leibe trugen, war so ziemlich das Einzige, worum François sie beneidete. Das Gewicht der Tauchausrüstung einschließlich Weste und Bleisäckchen betrug gute fünfzehn Kilo. Momentan glich er eher einem gestrandeten Wal denn einem Menschen.

Er konnte kaum erwarten, zu sehen, was da unten war. Das schiffseigene Ortungssystem hatte einen dunklen Schatten entdeckt. Eine schmale Kluft, etwa dreißig Meter lang und vier Meter breit. Vielleicht wirklich nur ein Schatten, aber es bestand eine winzig kleine Chance, dass es etwas anderes war.

Dieser Meeresabschnitt war nicht irgendeine unbedeutende Bucht, was sich hier vor zweitausend Jahren abgespielt hatte, ließ auch heute noch das Herz jedes Schatzsuchers höher schlagen. Der Fund hatte in den Achtzigerjahren für Aufsehen gesorgt, inzwischen aber war es still um ihn geworden. Wie es

schien, gab es nichts mehr zu entdecken. Angeblich war das Rätsel gelöst und der Fall abgeschlossen. Zumindest, wenn man den Pressemitteilungen des französischen Instituts für Unterwasserarchäologie Glauben schenkte. Was François nicht tat. Er war überzeugt davon, dass der eigentliche Schatz noch gar nicht gefunden worden war. Er beendete seine Vorbereitungen und richtete den Daumen nach oben.

Die Sonne brannte von dem wolkenlosen Himmel auf sie herab. Das Licht ließ die Farben verblassen. Holzplanken, Metallbeschläge, Taue und Kunststoffverkleidungen, alles wurde auf harte Kontraste reduziert. Selbst die Männer in ihren T-Shirts und Bermudas wirkten wie Scherenschnitte. Stumm standen sie da und beobachteten ihn hinter ihren Sonnenbrillen.

Magnus Hansen, Norweger und Leiter ihrer kleinen Freibeutertruppe, stand ebenfalls in voller Montur vor ihm. Er würde sein Partner bei diesem Tauchgang sein.

»Und? Wie sieht's aus? Geräte okay?« Sein Französisch war etwas holperig, aber deutlich besser als François' Norwegisch.

»Bist du startklar?«

»*Mais oui*«, sagte François.

»Na, dann ab ins Wasser. Ich kann es kaum erwarten, endlich wieder Konservenluft zu schnupfern.«

François setzte die Maske auf, biss auf das Mundstück und schlappte in Richtung Reling.

Unter dem Neopren war es bereits unangenehm heiß. Er atmete kräftig ein und aus. Für einen kurzen Augenblick schmeckte das Gemisch, als habe jemand alte Zeitungen und Getriebeöl verdampft, doch das war nur der erste Moment. Jetzt war es wieder absolut neutral. Nur, dass es dazu neigte, einem den Mund auszutrocknen.

Er setzte sich auf die Reling, Rücken zum Meer, und warf einen letzten Blick zum Festland hinüber. Einen guten Kilometer entfernt leuchteten die roten Granitklippen der Bucht von *Lava*. Hier hatte vor gut dreißig Jahren alles angefangen. Die Seeigeltaucher, der Schwarzmarkthandel, der Einsatz der Poli-

zei, die vielen Festnahmen – die Region war eine Quelle von Geschichten, Gerüchten und Spekulationen und hatte unter Schatztauchern eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sollte es ihnen heute vielleicht endlich gelingen, das Rätsel zu lösen? François spürte, wie ein Kribbeln über seinen Rücken lief.

Magnus tippte ihm auf die Schulter, formte mit Daumen und Zeigefinger ein O und ließ sich hintenüberfallen. Klatschend traf er auf das Wasser.

François folgte seinem Beispiel. Er presste Lungenautomat, Tauchcomputer und Nitroxflasche an den Bauch, legte das Kinn auf die Brust und ließ sich ebenfalls fallen.

Das Wasser empfing ihn mit einem sanften Ruck.

Er sank ein Stück nach unten, dann tauchte er wie ein Korken wieder auf. Der weiße Rumpf der *Paladin* war direkt neben ihm. Über sich sah er die Köpfe der Besatzungsmitglieder. Er gab ihnen zu verstehen, dass alles in Ordnung war, spülte sein Schlauchsystem mit der Luftdusche frei und wandte sich Magnus zu. Der war bereits mit seinen Vorbereitungen fertig, hatte den Inflatorschlauch in die Höhe gerichtet und entleerte seine Weste. Gurgelnd und schäumend versank er in den Fluten.

François atmete aus, dann ging es für ihn ebenfalls abwärts.

Schlagartig war das Gewicht verschwunden, und die Temperaturen wurden angenehm.

Das Wasser war glasklar. Die Sicht betrug mindestens fünfzehn Meter. Grünblaues Licht umgab ihn. Ein Schwarm Mönchsfische tummelte sich unterhalb von Ruder und Schraube.

François lächelte hinter seiner Maske. Er fühlte sich wie eine Amphibie, die für einen kurzen Moment der Orientierungslosigkeit an ihren Heimatort zurückgefunden hatte. Hier im Meer lag seine wahre Bestimmung. Nur hier fühlte er sich wahrhaftig frei. Doch es war ein kurzer Moment, den er sich gönnte, schließlich waren sie zum Arbeiten hier.

Die ersten fünf Meter erforderten die meiste Konzentration. Das Problem war der Auftrieb. Weste, Neopren, Atemluft – all das zog einen nach oben. Als Profi wollte er natürlich so wenig



Blei wie möglich mit sich nehmen, umso einfacher würde später das Auftauchen werden. Aber Blei abwerfen? Niemals.

Er zwang sich also, seine Lunge zu entleeren, und begann mit dem Druckausgleich. Fünfundvierzig Meter. Kein Pappenstiel. Rein rechnerisch nahm der Druck alle zehn Meter um etwa ein Bar zu. Das bedeutete, dass dort unten fünf Kilogramm Gewicht auf jedem Quadratzentimeter des Körpers lasteten. Auch auf dem Trommelfell, diesem papierdünnen Häutchen am Ende des Gehörgangs. Aber der Druck hatte auch seine guten Seiten. Immerhin löste sich damit das Problem des Auftriebs von ganz allein.

Immer weiter ging es abwärts. Inzwischen war das Wasser deutlich kühler geworden. François begrüßte die schützende Schicht des Neoprens. Der Rumpf der *Paladin* ähnelte aus der Entfernung einem Bügeleisen, das die Wasseroberfläche zerteilte. Wellen kräuselten sich um den Schiffsrumpf. Ein Schwarm Mönchsfische schwebte über den blass leuchtenden Himmel. Ein Barsch kreuzte ihren Weg. Dann tauchten die ersten Felsen auf.

Das Licht war bereits so weit geschwunden, dass sie ihre Lampen einschalten mussten. Lange bleiche Finger tasteten durch die Dunkelheit, hoben einzelne Details hervor und ließen andere verschwinden.

Sie brauchten nicht lange, um zu finden, wonach sie suchten. Da lag sie. Die Felsformation, die ihnen auf dem Sonar angezeigt worden war. Wie ein gigantisches Maul erstreckte sich die Kluft über den Meeresgrund.

Inzwischen waren sie auf dreißig Meter Tiefe. Das leuchtende Display seines Tauchcomputers erhellte die Umgebung, während François näher an einen der großen Brocken herantrieb.

Das Gestein war über und über mit Braunalgen überwuchert. Der stark verwitterte Granit bot einer Vielzahl von Tieren und Pflanzen eine Heimat. Schwämme, Seescheiden, Röhrenwürmer, daneben zahlreiche Krustenanemonen, die vorzugsweise die tiefen Spalten bevölkerten.

Er streckte seine Hand aus und berührte den Felsen. Kleine Brocken lösten sich ab, rieselten in die Tiefe. Die Felswand war durchsetzt mit Rissen, Spanten und Höhlen. Wie ein Turm aus Bauklötzen, der von einem ungeduldigen Kind übereinandergestapelt worden war.

Ein Gefühl der Beklemmung überkam ihn, als er den Strahl seines Handscheinwerfers die Felswand entlang in die Tiefe gleiten ließ. Diese Felsformation erinnerte ein wenig an die *Calanche*. Eine Felslandschaft aus rotem Granit, die mit ihren bizarren Schlössern und Türmen eines der größten Naturwunder Korsikas darstellte. Dies hier sah so ähnlich aus, nur mit dem Unterschied, dass es unter Wasser war.

Magnus war bereits einige Meter tiefer gesunken. Er blickte zu ihm herauf und gestikulierte heftig. Hatte er etwas gefunden? François spürte, wie sein Herz schneller schlug. *Bitte, lass es keinen falschen Alarm sein*, dachte er. *Bitte, lieber Gott, mach, dass es das ist, worauf wir so lange gehofft haben.*

Er entließ einen Schwall Luft aus seiner Weste und begab sich in einen steilen Sinkflug. Magnus ließ ihm den Vortritt, schließlich war er es gewesen, der als Erster die Anomalie am Meeresboden entdeckt hatte. François wusste diese Aufmerksamkeit zu schätzen.

Der Druck auf den Ohren nahm zu. Er machte einen weiteren Druckausgleich, tat es jedoch halbherzig, ohne sich die nötige Zeit zu nehmen. Er konnte jetzt nicht mehr warten. Zu sehr beschäftigte ihn der Gedanke, was dort unten wohl auf sie warten mochte.

Und dann sah er es.

Was auf dem Sonar nur als diffuser Schatten zu sehen gewesen war, entpuppte sich im zuckenden Schein seiner Lampe als eine Struktur von beträchtlicher Abmessung und hohem Alter. Natürlich lagen hier nicht irgendwelche Holzplanken herum, die waren von der See längst zerstört worden, aber François war erfahren genug, um zu erkennen, dass der Meeresboden an dieser Stelle deutlich anders aussah. Auf einer Länge von viel-

leicht zwanzig oder dreißig Metern war der Schlamm dunkel verfärbt. Bakterien hatten sich hier niedergelassen, deren Ausscheidungen zu dieser Veränderung geführt hatten. Der Streifen war viel zu gerade und symmetrisch, um natürlichen Ursprungs zu sein. Darüber hinaus waren die Steine, die hier rumlagen, von eigentümlicher Größe und Ebenmäßigkeit. Konnte es sein, dass dies gar keine Steine waren ...?

*Mein Gott*, dachte er. Es waren Amphoren. *Hunderte*.

Die meisten existierten nur noch als Bruchstücke, doch viele waren noch intakt. *Amphoren*. Das konnte nur bedeuten, dass es ein Schiff war und dass es aus römischer Zeit stammte.

*Das Schiff*.

François benötigte einen Moment, um sich zu sammeln. Sein Verstand war wie benebelt. War es nur der Schock, oder hatte er es beim Abtauchen vielleicht doch etwas zu heftig angehen lassen? Scheiß drauf! Ein Moment wie dieser widerfuhr einem vielleicht einmal im ganzen Leben. Ein wenig Aufregung war da verzeihlich, oder?

Er sah dieses Wunder dort unten liegen und wusste, dass es für ihn jetzt kein Halten mehr gab. Er musste sicher sein, dass er sich das nicht alles nur einbildete. Er musste es *anfassen*.

Mit einem heftigen Druck auf den Knopf seiner Tarnweste entleerte er den Rest des Luftvorrats und ließ sich komplett nach unten sinken. Der Lichtstrahl enthüllte einen Teppich von Tonscherben. Alles war damit bedeckt.

Der Aufprall fiel heftiger aus als erwartet. Der Boden schien zu erzittern und wirbelte eine erhebliche Menge Schwebeteilchen in die Höhe. Eine Wolke aus Sand und Staub hüllte ihn ein, trübte das Licht seiner Lampen und raubte ihm die Sicht. Doch was er in den Tiefen des Schlammes mit seinen Fingern ertastete, entlockte ihm einen Freudenschrei. Da waren Strukturen. Kein Stein und auch kein Metall, dafür war es zu weich. Holz vermutlich oder eine andere organische Substanz. Leder vielleicht oder Segeltuch?

Im Licht seiner Lampe blitzte etwas auf. Er griff danach und

spürte das Gewicht. Es war Metall. Ein großer Klumpen zusammengebackener Münzen.

Mit hektischen Bewegungen versuchte er, die Seepockenverkrustungen mit dem Messer abzukratzen. An einer kleinen Stelle brach der Belag ab und ließ ihn einen Blick auf das werfen, was sich darunter befand. Das war weder einfaches Silber noch banale Bronze. Nur ein Metall auf der Welt besaß so einen Glanz. *Gold!*

Atemlos blickte er zu seinem Freund hinauf.

Allein was er in diesen wenigen Augenblicken entdeckt hatte, war mehr wert als alles, was daheim auf seinem Bankkonto lag. Wie viel, das vermochte er nicht mal ansatzweise zu schätzen. Hunderttausend, vielleicht eine Million? Und welche Wunder mochten dort unten noch auf sie warten?

Er ließ den Brocken fallen, hob beide Hände und wedelte wild zu Magnus hinauf. Sein Freund hatte seine Position nicht verändert. Er schwebte etwa zehn Meter über ihm und kam nicht herab.

Warum?

Noch einmal winkte François. »Nun komm schon«, nuschelte er in sein Atemgerät. »Worauf wartest du denn noch? Es ist eine Sensation.« Doch Magnus machte keine Anstalten, seiner Aufforderung zu folgen.

Eigenartig.

Irgendetwas stimmte nicht, seine Haltung verriet es. Zu angespannt, zu nervös. Statt nach unten zu blicken, wo die Musik spielte, sah Magnus sich nach allen Seiten um, ließ den Strahl seiner Handlampe hektisch in alle Richtungen zucken.

François spürte ein warnendes Kribbeln in seinem Nacken. Was war nur los mit seinem Freund? Trieb sich vielleicht ein Hai in der Nähe herum? Wenig wahrscheinlich. Von den für den Menschen besonders gefährlichen Arten gab es im Mittelmeer nur zwei: den weißen Hai und den Tigerhai. Doch in den Statistiken spielten beide kaum eine Rolle. Alle zwei Jahre gab es einen Haiangriff, und das bei fünfzig Millionen Menschen,

die an einem Sommertag durchschnittlich im Mittelmeer badeten. Das war ein Witz. Da starben deutlich mehr an einem Hitzschlag.

Trotzdem, irgendetwas beunruhigte Magnus. Zu dumm, dass sie nicht miteinander reden konnten.

François erinnerte sich, dass er letztes Jahr einen Antrag auf die Anschaffung von Helmtauchgeräten eingebracht hatte. Doch er war damit gegen Wände gelaufen. Klar, es war eine vollkommen andere Art des Tauchens. Zwei Helfer waren dafür nötig. Einer, der den Atemschlauch führte, wieder ein anderer, der die Anzeigetafeln kontrollierte, Tiefe und Tauchzeit im Auge behielt und mithilfe der integrierten Sprecheinrichtung mit dem Mann dort unten kommunizierte. Dafür aber hatte der Taucher die Hände frei. Er konnte unbegrenzt auf dem Boden des Meeres herumwandern, sich verständigen, mit der Helmkamera filmen und musste sich keine Gedanken um solche Sachen wie Dekompression machen. Natürlich war das Equipment nicht ganz billig, und so war letztlich niemand für die Idee zu begeistern gewesen. Jetzt ärgerte es François, dass er sich nicht vehementer dafür eingesetzt hatte.

Er blickte nach oben. Das wenige Licht, das noch von der Oberfläche bis hier heruntergedrungen war, hatte sich verabschiedet. Als wäre dort oben eine dunkle Wolke aufgezogen. Eben noch war der Himmel strahlend blau gewesen, jetzt wurde er zunehmend dunkler. Der Wetterbericht hatte für die folgenden Tage einen wolkenlosen Himmel angekündigt. Und noch etwas war seltsam. War das Wasser eben noch glasklar gewesen, so begann es sich jetzt mehr und mehr einzutrüben. Schwebeteilchen schoben sich ins Blickfeld, wurden vom Licht der Handlampe zerstrahlt. Magnus war inzwischen kaum noch zu erkennen. Sand rieselte von den Felswänden herab. Und was war das für ein dumpfes Poltern?

François richtete das Licht auf die neben ihm aufragende Felswand – und erstarrte. Vom Fels war nicht mehr viel zu sehen. Er war eingehüllt in einen Schleier aus Sand und Staub, der

unaufhörlich von oben herabregnete. Das Poltern nahm an Lautstärke zu. François meinte sogar eine Bewegung unter seinen Füßen zu spüren. Ein Schlingern, als bestünde der Boden aus Gummi. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen

Das war ein Erdstoß. *Ein gottverdammtes Erdbeben.*

Es musste eingesetzt haben, als François unten auf dem Grund aufgekomen war. Aufprall und Druck hatten seine Sinne verwirrt.

Aus dem Augenwinkel bemerkte er einen schwarzen Brocken, der wie ein Asteroid von oben auf sie herunterfiel. Magnus schien die Gefahr nicht zu bemerken, da er ausschließlich nach unten blickte. Noch immer versuchte er, François auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen.

François deutete nun seinerseits hektisch nach oben, doch Magnus schien nicht zu begreifen, was er meinte. Dann schlug der Felsen ein. Er traf die Druckluftflasche seines Kollegen und brach das Ventil ab. Ein scharfes, metallisches Knacken ertönte, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Zischen. Zu zweihundert Bar komprimiertes Gas entwich schlagartig aus den Druckluftflaschen und riss den unglücklichen Expeditionsleiter wie eine Stoffpuppe mit sich. Einer Boden-Luft-Rakete gleich schoss er in einer aufwärts geneigten Spirale in die Höhe. François sah noch kurz, wie der leblose Körper herumgeschleudert wurde, dann war er aus seinem Blickfeld verschwunden.

*Himmel!*

Er ließ Gas in seine Weste schießen und stieß sich vom Grund ab. Über ihm hatte sich der gesamte Himmel verdunkelt. Die Felswand kollabierte. Im Schein seiner Lampe sah er, wie sich riesige Brocken aus ihrer Verankerung lösten, krachend und polternd gegeneinanderschlugen und unaufhaltsam auf ihn herabstürzten. Das Poltern schwoll zu einem Donnern an.

François stöhnte vor Entsetzen. Seine Zuversicht schrumpfte auf die Größe einer Erbse. Panisch strampelnd, versuchte er, den Wagenladungen von Gestein zu entkommen. Die Lampe entglitt seinen Händen und fiel zu Boden. Mit hektischen Be-

wegungen suchte er nach der Schlaufe für das Notventil, doch er fand sie nicht. *Wo war das Scheißding, wenn man es brauchte?*

Ein Stein traf seine Schulter, ein anderer verfehlte nur knapp seinen Kopf. Er kippte um und musste mit ansehen, wie tonnenschwere Brocken auf ihn herabfielen. Sie zerschlugen die Lampe und tauchten alles in eine kryptische Finsternis. Dann traf ihn irgendetwas vor die Brust. Es presste ihm die Luft aus der Lunge und zermalmte ihn mit der Wucht eines Güterzuges. Im Bruchteil einer Sekunde hauchte François Michaud sein Leben aus.



**Der Flughafen Bastia-Poretta** platzte aus allen Nähten. In der Wartehalle standen Hunderte von Reisenden, die sich für ihren Abflug bereit machten. Die meisten wollten einchecken, etliche mussten durch die Security oder ihr Sperrgepäck aufgeben. Hauptsächlich Ältere und Familien mit kleinen Kindern, da in vielen Ländern noch keine Schulferien waren. Ziemlich viele Deutsche, wie Laurine belustigt feststellte, was wiederum dem Klischee vom reiselustigsten aller Völker entsprach. Dicht gefolgt von den Chinesen und Japanern.

Aber sie hatte jetzt ganz andere Sorgen. Die Maschine aus Paris war mit Verspätung eingetroffen, und so stand Laurine sich hier bereits seit vierzig Minuten die Beine in den Bauch. Das Flughafenpersonal wirkte überfordert, die Leute waren genervt, die Kinder aufgedreht. Ein ganz normaler Samstag auf einer Insel, deren einziger internationaler Flughafen dem Ansturm mal wieder nicht gewachsen war. Dabei hatte die Hauptsaison noch gar nicht begonnen.

Laurine sah Passagiere über das Vorfeld laufen und Richtung

Passkontrolle gehen. Wie es schien, hatte die Warterei ein Ende. Türen glitten zur Seite, es wurde gelacht und geredet, dann trafen die Ersten bei der Gepäckausgabe ein. Laurine hob das Schild mit der Aufschrift *Club-Resort Sant' Ambroggio* in die Höhe.

Sie gehörte zum Stammpersonal des Club Méditerranée, und das seit gut zwei Jahren. Ein Job, über den sie sehr froh war, immerhin lebte sie allein und musste zusehen, wie sie finanziell über die Runden kam. Ihr Spezialgebiet war das Tauchen, doch war sie auch ausgebildete Bergführerin und leitete Reisende auf steilen Wanderwegen quer durch die korsische Bergwelt.

Das Stammpersonal mit Korsen zu besetzen war ein kluger Schachzug der Firmenleitung gewesen. Auf diese Weise verringerte man das Risiko von Anschlägen. Die *Nuits bleues*, die Blauen Nächte, von denen es in der Vergangenheit etliche gegeben hatte, gehörten der Vergangenheit an. Die Korsen waren recht eigen mit der Auswahl von Unternehmen, die sie auf ihrer Insel duldeten. Wer nicht nach ihren Regeln spielte, spielte gar nicht, und so hatte es bis heute keine der großen internationalen Hotelgruppen geschafft, hier Fuß zu fassen. Lediglich das Best Western und der Club Med bildeten die Ausnahme, und das auch nur, weil sie Schutzgeld, beschönigend *Revolutionssteuer* genannt, an die Nationalisten zahlten.

Ein kahlköpfiger Mann mit Trommelbauch und Schnurrbart führte die Gruppe von Rentnern an. Er richtete seine stechenden Augen auf Laurine. »Sind Sie vom Club Med?«

Sie presste das Schild mit der überdeutlichen Aufschrift vor die Brust. »Ja, das bin ich. Mein Name ist Laurine. Madame Selème schickt mich, Sie hier abzuholen und auf die andere Inselseite zu fahren. Hatten Sie einen angenehmen Flug?«

»Eingezwängt auf einen Raum von der Größe eines Hühnerkäfigs, Sie machen wohl Witze.« Er strich über seinen Bart. »Ich habe das Gefühl, die Plätze werden jedes Mal kleiner und das Handgepäck immer größer. Sie hätten das Chaos in der Ge-



päckaufbewahrung erleben sollen.« Er schnaubte. »Na, immerhin gab es ein Sandwich aus Wellpappe und einen müden Kaffee. Das entschädigt einen doch ungemein für eingeschlafene Füße und malträtierte Bandscheiben, oder?« Er drehte sich um und gab den anderen mit Handzeichen zu verstehen, dass er hier alles geregelt hatte.

Laurine überflog die Gruppe. Vier Frauen, vier Männer. Keiner jünger als fünfundsechzig. »Herzlich willkommen auf der Île de Beauté«, erhob sie ihre Stimme über den stetig wachsenden Lärmpegel. »Ich freue mich, dass Sie alle wohlbehalten hier angekommen sind, und hoffe, dass Sie eine Menge Spaß und gute Laune mitgebracht haben.«

»Ist hier immer so viel los?«, fragte eine Dame mit blau meliertem Haar. Sie rümpfte angewidert die Nase. »Ist ja schlimmer als in Orly.«

»Das sind *les Allemands*«, grummelte der Schnauzbärtige. »Die sind immer gleich in Hundertschaften unterwegs. Rudelbildung, scheint bei denen genetisch zu sein. Und jetzt überfallen sie unsere Insel.«

Laurine bemühte sich krampfhaft, ihr Lächeln aufrechtzuerhalten. Dass er als Franzose es wagte, von *unserer* Insel zu sprechen, stieß ihr übel auf. *Pinzutu* hießen solche Leute hier in der Sprache der Einheimischen. Abfällig für *Festlandsfranzosen*.

»Herrschaften, das Gepäck wird noch eine Weile brauchen«, sagte sie. »Ich würde Ihnen empfehlen, die Toiletten aufzusuchen, solange der Rest der Passagiere noch nicht auf dieselbe Idee gekommen ist. Einfach dort entlang und dann die Treppe runter. Ich halte solange die Stellung.«

Laurine wusste aus Erfahrung, dass Menschen in diesem Alter zu einer schwachen Blase neigten. Sie tat das nicht ganz uneigennützig. Ihnen stand eine anderthalbstündige Autofahrt bevor, und sie hatte keine Lust, alle zehn Kilometer anzuhalten. Ihr Angebot wurde dankbar angenommen.

Kurze Zeit später saßen sie alle angeschnallt im Kleinbus und waren auf dem Weg. Die Strecke führte auf der gut ausgebauten Bundesstraße quer durch die Berge an Castello-di-Rostino, Ponte Leccia und Pietralba vorbei bis nach Île-Rousse. Von dort aus waren es nur noch wenige Kilometer an der Küste entlang bis nach Sant' Ambroggio.

Der Motor des Citroën Jumper schnurrte, der Tank war voll, und auch die Rentner hatten inzwischen bessere Laune. Was nicht zuletzt an den Piccolöchen lag, die Laurine mitgenommen und verteilt hatte. Ein kleiner Trick, den ihr ihre Freundin Yvette verraten hatte. Dank des gehobenen Alkoholpegels hatten die Gruppenmitglieder ihre gute Laune wiedergefunden, sodass Laurine sich ganz auf den Verkehr konzentrieren konnte.

Hinter Petinella bogen sie rechts ab. Die T 20 war die schnellste Verbindung, um über die Insel zu kommen. Draußen zogen die bewaldeten Flanken der Castagniccia an ihnen vorbei. Das Land war auf dieser Seite wesentlich grüner und bewaldeter als drüben im Westen. Die Genuesen hatten im fünfzehnten Jahrhundert die ersten Kastanienbäume gepflanzt und die Einheimischen dazu verpflichtet, mindestens vier Bäume im Jahr zu setzen. Das hügelige Gebiet im Nordosten Korsikas spielte während des achtzehnten Jahrhunderts eine wichtige Rolle für die korsische Unabhängigkeitsbewegung. Von den umliegenden Klöstern zogen Freiheitskämpfer wie Pasquale Paoli aus, um für den Widerstand einzutreten. Damals war die Castagniccia eines der wohlhabendsten Gebiete Korsikas, mit einer Bevölkerungsdichte, die die sämtlicher anderen Provinzen in den Schatten stellte. Noch heute zeugen die prächtigen Barockbauten von dem damaligen Wohlstand. Aber mit dem Einzug des Tourismus zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verlor das Gebiet seine Vormachtstellung. Geld wurde nun woanders verdient, und die jungen Leute wanderten ab. Die Bergdörfer verarmten und verfielen. Manche gerieten fast völlig in Vergessenheit.